Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 49. 1897.

Ueberflüssig.

Novelle von **Karl Ruß.**

1. (Nachdruck verboten.)

„Wenn Sie nur etwas Bestimmtes gelernt hätten, die kaufmännische Buchführung, Musterzeichnen oder Schneidern, Wäschezuschneiden, Putzmachen oder Maschinennähen, dann vermöchte ich Sie schon unterzubringen," sagte die Vorsteherin eines Arbeitsnachweisungsbureaus. Dabei schaute sie einem vor ihr stehenden, einfach gekleideten, schlanken jungen Mädchen mitleidig in das schmale, bleiche Gesicht und in die mit einem rührenden Ausdruck der Angst und Hilflosigkeit auf sie gerichteten braunen Augen. „Aber so ohne jede bestimmte Fertigkeit, für welche Sie sich anbieten könnten, hält das recht schwer."

„Ich habe es bereits erfahren," war die leise und niedergeschlagene Antwort; „schon länger als zwei Wochen suche ich vergeblich. Ich hatte es mir viel leichter gedacht, eine Stelle als Gesellschafterin, Vorleserin oder auch als Stütze der Hausfrau zu finden."

Die Angeredete zuckte mit den Schultern. „Das Angebot über solche Stellen übersteigt die Nachfrage um das Hundertfache. Jedes junge und auch ältere Mädchen, das eine leidliche Schulbildung genossen hat und ein wenig

Ein Kapitel aus der Familienchronik. Nach einem Gemälde von V. Tobler. (S. 387)

Handarbeiten machen kann, glaubt sie ausfüllen zu können."

„Ich habe auch Französisch, Englisch und Klavierspielen gelernt und zu Hause in der Wirthschaft tüchtig mit angreifen müssen."

„Das sagen mir die meisten Damen, denen ich Stellen, wie Sie eine wünschen, verschaffen soll."

„Was soll ich denn aber anfangen?"

Der Schmerzenszug, welcher sich bei dieser Frage um den blassen Mund ausprägte, die bescheidene Haltung der schmächtigen Gestalt rührte die Vermittlerin und sie sagte: „Ich will Ihnen einen guten Rath geben, Fräulein. Sie sind noch jung: lernen Sie erst etwas, ehe Sie sich um eine Stelle bemühen. Machen Sie einen Kursus in einer Handlungsschule durch; bilden Sie sich zur Photographie oder Stenographie aus oder erlernen Sie das Putzmachen, das Schneidern, die Kunst- und Goldstickerei. Es gibt eine Anzahl von Berufsarten, in welchen Frauen heutzutage wenn auch keinen reichlichen, so doch einen auskömmlichen Erwerb erlangen können."

Der Hoffnungsschimmer, der im Auge des jungen Mädchens aufgeleuchtet hatte, erlosch wieder. „Das Alles kostet Geld und erfordert Zeit," flüsterte sie.

„Allerdings —"

„Und ich habe beides nicht!"

„Sie sind doch aus guter Familie, wie ich aus Ihren Zeugnissen ersehe. Ihr Vater ist der Bürgermeister Bindemann in Waldburg?"

„Aber meine Eltern haben fünf Töchter," stammelte Gertrud Bindemann und wurde glühend roth. Ein so großes Vertrauen ihr die Frau auch einflößte, so konnte sie sich doch nicht entschließen, ihr die Verhältnisse auseinanderzusetzen, welche sie aus dem elterlichen Hause fortgetrieben und sie gezwungen hatten, in möglichst kurzer Zeit ein Unterkommen und die Mittel für ihre Existenz zu suchen.

„Ich kann nicht warten; haben Sie denn gar nichts Passendes für mich?"

„Ich will Ihnen einige Adressen geben," antwortete die Vermittlerin, „aber viel Hoffnung kann ich Ihnen nicht machen; man pflegt sich Seitens der Herrschaften häufig gleichzeitig an mehrere Bureaux zu wenden, und der Zulauf ist immer recht groß."

Sie schrieb ihr die Namen und Wohnungen einiger Damen auf, und Gertrud empfahl sich dankend, aber noch weit niedergedrückter, als sie gekommen war. —

Seit vierzehn Tagen befand sie sich in Berlin. Rastlos wanderte sie von einem Vermiethungs- und Arbeitsnachweisungsbureau in das andere, unermüdlich ging sie vom Westen nach dem Osten, vom Norden nach dem Süden der Weltstadt, um sich bei den Herrschaften vorzustellen, und immer erhielt sie einen ablehnenden Bescheid. Sie war entweder zu spät gekommen und fand die Stelle bereits besetzt, oder man nahm Anstoß an ihrer großen Jugend, ihrer schmächtigen Gestalt, oder es wurden Leistungen gefordert, für welche sie sich nicht als befähigt auszugeben wagte.

In den ersten Tagen ihres Aufenthaltes in Berlin hatte sie für ihre Streifzüge durch die Stadt die Pferdebahn benutzt, dies aber, je länger ihr unfruchtbares Suchen währte, mehr und mehr eingeschränkt, und jetzt hatte sie es gänzlich aufgegeben und muthete ihren bereits wunden Füßen, ihren immer schwächer werdenden Kräften beinahe Uebermenschliches zu. Sie mußte sich mit ihren Ausgaben auf das Aeußerste beschränken, denn obgleich sie nur noch von Brod und Kaffee lebte, sah sie doch schon in beängstigender Nähe den Tag erscheinen, wo sie nicht mehr so viel besitzen würde, um die Schlafstelle bezahlen zu können, die sie bei ihrem Eintreffen in Berlin in einer dem Schlesischen Bahnhof zunächst gelegenen Straßen gemiethet und zu ihrem Glücke bei ordentlichen Leuten gefunden hatte. Sie mußte aber jeden Tag bezahlen und besaß nur ein Obdach für die Nacht, weiter bekümmerten ihre außerhalb der Wohnung selbst schwer arbeitenden Wirthe sich nicht um sie.

Wäre Gertrud nicht gar zu weltfremd gewesen, hätte sie ihre Reise nach Berlin planmäßig vorbereitet und Erkundigungen eingezogen, so würde sie erfahren haben, daß es in der Reichshauptstadt eine ganze Anzahl Vereine und Veranstaltungen gibt, welche jungen Mädchen, die fremd und arbeitsuchend dahinkommen, Schutz, Anhalt und Förderung gewähren. Sie hatte jedoch ihr Vaterhaus, einer plötzlichen Eingebung folgend, und ohne vorher eine solche Möglichkeit sich recht klar gemacht zu haben, verlassen, in dem traurigen Wahn vieler Provinzbewohner, man brauche nur nach Berlin zu kommen, dort gebe es für solche, die arbeiten wollen, Verdienst in Hülle und Fülle.

Gertrud wollte arbeiten und hätte sich mit einem recht bescheidenen Lohn dafür begnügt, aber sie fand keine Gelegenheit dazu. Von den vielen hohen Häusern, die sie zuerst so sehr bewundert, und welche jetzt auf sie niederzublicken schienen, als wollten sie sie erdrücken, öffnete sich ihr auch nicht ein einziges; von den an ihr vorübereilenden zahllosen Menschen hatte kein einziger einen Blick, ein Wort oder gar einen Rath, eine Hilfe für sie. Die bitterste Noth gähnte sie an, und doch war nichts für sie so schrecklich wie der Gedanke, heimkehren zu müssen mit dem Geständniß: es ist mir in Berlin nicht gelungen, mich auf die eigenen Füße zu stellen, man hat dort kein Unterkommen, keine Beschäftigung für mich, ich bin dort ebenso überflüssig, wie ich es im Hause meiner Eltern allezeit gewesen bin.

Gertrud war die dritte von fünf Töchtern des Bürgermeisters Bindemann in Waldburg, dem seine Gattin ein ansehnliches Vermögen nebst Haus und Garten zugebracht hatte, so daß die Familie im Wohlstande leben, die Töchter eine gute Erziehung erhalten und später recht viel von den Annehmlichkeiten des Daseins genießen konnten. Den großen Vortheilen, welche aus dieser günstigen Vermögenslage flossen, stand jedoch ein mindestens ebenso großer Nachtheil gegenüber: Frau Bindemann behauptete als die eigentliche Besitzerin des Reichthums das Uebergewicht im Hause, und ihr Gatte war schwach genug, ihr dasselbe einzuräumen, obwohl sie es gerade nicht zum Heil der Ihrigen anwendete. Sie war eine beschränkte und in hohem Grade äußerliche Frau, und nur solche Personen und Dinge hatten bei ihr Geltung, welche ihrer Eitelkeit schmeichelten, von denen man Vergnügen haben, mit denen man glänzen konnte.

Aus einem solchen Gesichtspunkte betrachtete sie auch ihre Töchter, von denen die ältesten und die jüngsten pärchenweise auf die Welt gekommen waren. Das erste Paar war hellblond, hatte tiefblaue Augen, herrliche Gesichtsfarbe und sah einander zum Verwechseln ähnlich, und ganz dasselbe war der Fall mit dem zweiten Paare, nur daß diese Beiden schwarzes, glänzendes Haar, einen bräunlichen Teint, kirschrothe Lippen und dunkle Augen hatten. Zwischen diesen beiden schlanken, wohlgewachsenen Mädchenpaaren stand Gertrud mit ihrer unbedeutenden Gestalt, dem zwar reichen, aber glanzlosen blonden Haar, dem schmalen, blassen Gesicht mit den unregelmäßigen Zügen, aus dem freilich ein braunes, tiefes und seelenvolles Auge leuchtete, das leider nur allzu oft durch allerlei Schatten getrübt ward.

Machte der Mangel an körperlichen Reizen die Mutter beinahe von der Stunde der Geburt an dem Kinde abgeneigt, so gesellte sich noch ein anderer Umstand, dieses Gefühl verstärkend, hinzu. Die Zwillingsschwestern waren gesunde, kräftige Kinder, Gertrud dagegen schwächlich und häufig kränkelnd. Solche Kinder sind für tiefer angelegte weibliche Naturen gewöhnlich diejenigen, welche sie am zärtlichsten lieben; Frau Bindemann in ihrer Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht grollte aber dem unscheinbaren kleinen Mädchen, das ihr weit mehr Mühe verursachte, als die vier schönen Schwestern, und sie zuweilen nöthigte, seiner Pflege halber von einem Balle oder einer Lustparthie zurückzubleiben. Auch als Gertrud's erstarkende Gesundheit der Mutter nicht mehr derartige Veranlassungen zur Unzufriedenheit gab, wurden deren Gefühle für die Tochter nicht wärmer. Das unschöne Mädchen erschien ihr wie ein störender Fleck im Gesammtbilde ihrer schönen Töchter, und auch diese hatten kein Herz für die Schwester, welche fremd und allein zwischen den beiden Paaren stand.

Gertrud's scheue, tief innerliche Natur hätte zu ihrer Entfaltung viel Liebe und viel Sonnenschein bedurft; da ihr beides fehlte, ward sie verschüchtert, verschlossen und erschien trotzig und wenig liebenswürdig. Das beständige Tadeln der Mutter, das Hänseln und Necken der Geschwister hatte sie unsicher, ungeschickt und linkisch gemacht. „Gertrud läßt fallen, was sie in die Hände nimmt!" — „Gertrud steht überall im Wege," konnte man alle Tage hören. Sie erhielt, auch mit Rücksicht auf ihre Stellung zwischen den Schwesterpaaren den Spitznamen „das fünfte Rad am Wagen" und mußte bei jeder Gelegenheit empfinden, daß sie überflüssig sei.

Wie ein Mehlthau fiel diese unselige Wahrnehmung auf das nach Liebe dürstende Herz des jungen Mädchens. Wohin man auch ging, in's Theater, in's Konzert, in Gesellschaft und auf Bälle, immer erklärte die Mutter, man könne nicht im großen Zuge erscheinen. Die Zwillingsschwestern wollten sich nicht voneinander trennen und durften auch wegen der Gesammtwirkung nicht getrennt werden; Gertrud machte die Zahl ungleich, sie also mußte zurückbleiben, sie war überflüssig.

Ueberflüssig nannte man sie auch bei den häuslichen Beschäftigungen, obwohl sie sich durch Fleiß und Beharrlichkeit eine recht gute Fertigkeit angeeignet hatte; für überflüssig erklärte man es, wenn sie sich an das Klavier setzte, da sie nie eine muntere Tanzweise, nie eines der neuen leichten Lieder, sondern schwere gehaltvolle Sachen spielte. Ueberflüssig war ihr Lesen und Lernen, da sie in Gesellschaft, wenn sie dort einmal anwesend war, doch den Mund nicht aufthat.

Da sich das junge Mädchen infolge dieser Behandlung im Elternhause grenzenlos unglücklich fühlte, so hatte sie mehrmals den Wunsch zu erkennen gegeben, sich zur Lehrerin auszubilden, um sich auf diese Weise auf eigene Füße zu stellen. Damit war sie aber auf allseitigen Widerstand gestoßen. Die Schwestern hatten gelacht und spöttisch gefragt, ob sie wirklich glaube, man werde ihr, die selbst so ungeschickt und linkisch sei, Kinder zur Ausbildung übergeben? Die Mutter hatte mit dem ganzen beschränkten Hochmuth der einzigen Tochter eines reich gewordenen Bäckers, die sie war, erklärt, sie werde niemals zugeben, daß eine ihrer Töchter unter andere Leute gehe und diene, und der Bürgermeister, welcher diese Auffassung seiner Frau allerdings nicht theilte, erachtete es doch mit seiner Stellung nicht vereinbar, daß seine Tochter einen Beruf ergreife.

So waren die Jahre verstrichen, und das Verhältniß im Hause für Gertrud immer unerträglicher geworden, besonders da die vornehmen reichen Freier, welche Frau Bindemann für ihre schönen Töchter zuversichtlich erhofft,

sich nicht so schnell einstellen wollten. Gertrud ward jetzt der Ableiter für alle üble Launen, sie ward sogar zum Sündenbock für viele fehlgeschlagene Hoffnungen gemacht. Verlobte sich ein Offizier, ein soeben zum Amtsrichter ernannter Assessor, auf den eine der Schwestern gerechnet, mit einer Anderen, so hatte sicher Gertrud etwas gesagt oder nicht gesagt, gethan oder nicht gethan, was ihn stutzig gemacht und abgeschreckt hatte.

Der Unfriede im Bindemann'schen Hause erreichte zuletzt einen solchen Grad, daß er die Aufmerksamkeit der Stadt erregte, denn Gertrud nahm jetzt nicht mehr wie früher schweigend und geduldig alle Kränkungen und Beleidigungen hin, sondern setzte sich dagegen zur Wehr, rief auch wohl einmal die Vermittelung und den Schutz ihres Vaters an und verlangte, man solle sie ihres Weges ziehen lassen. Davon wollten dann wieder Mutter und Vater nichts hören. Dem Letzteren that das arme, gemißhandelte Kind zwar in der Seele leid, aber er hatte wohl das Regiment der Stadt, jedoch nicht in seinem eigenen Hause. Da er der Tochter nicht zu helfen vermochte, besaß er auch nicht den Muth, sie wenigstens wissen zu lassen, daß er einsehe, wie unrecht ihr geschehe; er begnügte sich, sie zu ermahnen, sie solle Frieden mit der Mutter und den Schwestern halten.

Endlich kam aber doch ein Tag, an welchem alle diese Ermahnungen nichts mehr fruchteten und der Bürgermeister sich eingestehen mußte, daß die Dinge unhaltbar geworden seien. Mit zerzaustem Haar und hochgerötheten Wangen kam Gertrud weinend in seine Amtsstube gelaufen. Die Geschwister hatten sich thätlich an ihr vergriffen, und die Mutter dem gelassen zugesehen.

„Ich bleibe nicht mehr im Hause, keine Nacht schlafe ich mehr hier!" hatte ihm die Tochter mit einer Bestimmtheit erklärt, welche ihn in Staunen setzte. „Laß mich fort, Vater," hatte sie flehend hinzugesetzt, „gib Du mir wenigstens Deine Einwilligung, daß ich nicht heimlich davonlaufen muß, denn fort muß ich. Sperrt ihr mich ein, so springe ich zum Fenster hinaus; ich gehe lieber in's Wasser, als daß ich diese Behandlung noch länger erdulde."

Der Bürgermeister hatte eingesehen, daß die Verzweiflung des Mädchens einen Grad erreicht, der das Schlimmste befürchten ließ.

„Gut, so gehe, ich will Dich nicht halten," hatte er schweren Herzens gesagt, „aber überstürze nichts. Ich will mich umthun und werde eine passende Stelle in einer befreundeten Familie für Dich ausfindig machen."

Davon hatte aber wieder Gertrud nichts hören wollen. In der begründeten Befürchtung, daß, wenn die Mutter von ihrem Vorhaben etwas erführe, sie es schon zu vereiteln wissen würde, bestand sie darauf, sofort abzureisen, und der Vater gab ihrem stürmischen Verlangen endlich nach. Während Mutter und Schwestern sich auf einem Feste außerhalb der Stadt befanden, packte sie die nothwendigste Wäsche und Kleidungsstücke in einen Koffer, steckte ihre geringen Kostbarkeiten zu sich und empfing von ihrem Vater eine mäßige Summe als Reisegeld und Zehrpfennig. Viel vermochte der Herr Bürgermeister ihr mit dem besten Willen nicht zu geben, denn die Einkünfte ihres Vermögens verwaltete seine Frau selbst.

„Ich schreibe Dir, sobald ich eine Stelle gefunden habe," hatte ihm Gertrud versprochen, als sie Abschied von ihm genommen hatte; „zürne mir nicht und mache Dir keine Sorge um mich, wenn ich nicht früher von mir hören lasse."

Dann war sie abgereist, es dem Vater überlassend, dem durch ihre eigenmächtige Handlungsweise entfesselten Sturm Trotz zu bieten. Der hatte denn auch furchtbar getobt, und Frau Bindemann endlich hoch und theuer geschworen, Gertrud sei ihre Tochter nicht mehr, und sie werde sie nicht aufnehmen, käme sie auch und läge frierend und hungernd auf der Schwelle.

Die verblendete Frau wußte nicht, wie nahe sie mit diesem grausamen Bilde der Wirklichkeit kam, und der Bürgermeister wartete in heimlicher Angst und Sorge auf Nachricht von der Tochter, die nicht eintraf, denn Gertrud hatte noch immer keine Stelle gefunden.

Ihr Geld war verausgabt, der Erlös für ihre wenigen Schmucksachen dahingeschmolzen, schon hatte sie ein Kleid um wenige Mark verkauft — und noch immer keine Stelle, noch immer keine Aussicht auf Arbeit, Erwerb, auf Unterkommen.

Es war ein starker Wille, welcher den schwächlichen Körper des Mädchens aufrecht erhielt, der Wille, auszuharren bis zum Aeußersten; lieber das tiefste Elend zu ertragen, als mit dem Eingeständniß: „Ich habe Schiffbruch gelitten", heimzukehren in das Elternhaus, wo sie überflüssig war.

2.

„Adalbert Heidenreich und Sohn, Fabrik von Shawls, Tüchern und Phantasieartikeln", war in großen, weithin leuchtenden Buchstaben an einem Gebäude in der Köpnickerstraße zu lesen, vor welchem Gertrud Bindemann um die Mittagsstunde des folgenden Tages stand.

Schon seit dem frühen Morgen war sie wieder umhergelaufen, um bei den Herrschaften, deren Adressen man ihr gegeben hatte, ihre Dienste anzubieten; und wohin sie gekommen war, hatte man ihr wieder das trostlose „Nein" entgegengerufen. Die Stelle, um welche sie sich bewarb, war entweder bereits besetzt, oder man hatte sie nicht dafür geeignet gefunden.

Erschöpft und auf's Tiefste entmuthigt, war sie endlich nach der Köpnickerstraße gekommen, wo die verwittwete Frau Heidenreich, welche ein junges Mädchen als Stütze der Hausfrau zu engagiren wünschte, im ersten Stock wohnen sollte. Die Dame hatte die Sprechstunde von halb zwölf bis ein Uhr angegeben, und Gertrud, die sich beeilt hatte, früher zu kommen, wartete geduldig, bis die Uhr der nahen Michaelskirche verkündete, daß die festgesetzte Zeit herangekommen sei.

Noch ein paar Minuten zögerte Gertrud, dann trat sie in den breiten, gewölbten Hausflur, dessen Thorflügel offen standen; mehrere Thüren, einige mit Eisen beschlagen, führten rechts und links zu verschiedenen Abtheilungen des weitläufigen Gebäudes; erst nach einigem Suchen fand Gertrud eine, an welcher ein Schild mit dem Namen der Frau Heidenreich angebracht war. Sie zog die Glocke, und wie von unsichtbarer Hand geöffnet, flog die Thür auf und gab eine breite, bequeme Treppe frei.

Mit klopfendem Herzen stieg Gertrud die Stufen empor, die Adresse der Frau Heidenreich war die letzte von allen, die man ihr gegeben hatte, gewissermaßen die letzte Karte, die sie in der Hand hielt; schlug auch diese fehl, so wußte sie nicht mehr, was sie anfangen sollte, sie war zu Ende mit ihrem Gelde, mit ihrem Muthe, mit ihrer Kraft.

„Ruhig, ruhig!" gelobte sie sich und fuhr heftig zusammen, als sie von einer einfach gekleideten älteren Frau, welche auf dem Vorplatze stand, mit den Worten angeredet wurde: „Sie wünschen, mein Fräulein?"

„Ich möchte zu Frau Heidenreich," antwortete Gertrud, welcher der Anblick der schlichten Frau mit dem glattgescheitelten Haar unter dem weißen Häubchen und dem guten, faltenreichen Gesicht Vertrauen einflößte.

„Die bin ich. Womit kann ich Ihnen dienen?" Doch sich besinnend setzte sie, ohne Gertrud's Antwort abzuwarten, schnell und in bedauerndem Tone hinzu: „Ach, Sie kommen wegen der Stelle? Die ist bereits besetzt, ich habe gestern Abend ein junges Mädchen engagirt."

Gertrud vermochte keine Silbe hervorzubringen. Obwohl sie auf einen solchen Bescheid nach den gemachten Erfahrungen vorbereitet war, traf sie doch die Vernichtung ihrer letzten Hoffnung wie ein betäubender Schlag. Sie hörte kaum, daß die freundliche Frau noch hinzufügte: „Ich bedaure, daß Sie zu spät gekommen sind, ich würde es mit Ihnen versucht haben." Eine Entschuldigung stammelnd, schwankte sie die Treppe hinunter.

Betroffen von der tiefen Blässe, dem todestraurigen Blick des jungen Mädchens, wollte Frau Heidenreich sie noch zurückhalten, da ertönte aber aus dem Zimmer die Stimme ihres Sohnes, der soeben aus der Fabrik nach der Wohnung, die er mit der Mutter theilte, gekommen war, und unten fiel bereits die Treppenthür in's Schloß.

„Ueberflüssig, auch hier überflüssig!" seufzte Gertrud, aber sie war schon nicht mehr eines klaren Gedankens fähig. Wie Meereswellen brauste es vor ihren Ohren, grüne und gelbe Kreise tanzten ihr vor den Augen, dann ward es finstere Nacht; ihr war es, als versinke sie in einen Abgrund. — —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel aus der Familienchronik.

(Mit Bild auf Seite 385.)

Das stimmungsvolle Bild von V. Tobler „Ein Kapitel aus der Familienchronik" auf S. 385 versetzt uns in die Blüthezeit des deutschen Bürgerthums, als die Patrizier der freien Städte sich nicht weniger dünkten als die Ritter und Herren. In dem behaglich ausgestatteten Gemach eines solchen Patriziers sehen wir den Hausherrn am Tische sitzen und seiner ihm gegenüber mit einer Näharbeit beschäftigten Frau aus der Familienchronik vorlesen. Darin stehen die Thaten und Schicksale des wackeren Geschlechtes, in das die junge Frau jetzt durch die kürzlich vollzogene Heirath eingetreten ist, und es muß sicherlich ein interessantes Kapitel sein, das der junge Gatte vorliest, denn die Zuhörerin hängt mit sichtbarer Spannung an den Lippen des Vorlesers. Der Maler hat diesen anmuthenden Vorgang aus dem bürgerlichen Familienleben jener Zeit, deren Glanz nur zu bald in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges untergehen sollte, mit historischer Treue und vortrefflicher Charakteristik dargestellt.

Französische Zollwächter beim Nachtdienst im Winter.

(Mit Bild auf Seite 388.)

An allen französischen Grenzen wird der hohen Zölle wegen stark geschmuggelt, und die französischen Zollwächter haben daher einen harten Dienst. Sie streifen paarweise Tag und Nacht an den besonders dem Schmuggel günstigen Stellen der Grenze umher und sind oft genug gezwungen, selbst im Winter ganze Nächte im Freien zuzubringen. Sie nehmen in solchen Fällen ein leichtes, zusammenklappbares Holzgestell und einen Pelzsack mit, schlagen an dem Orte, den sie zu bewachen haben, das Gestell auf, breiten den Pelzsack darüber und schaffen sich auf diese Weise eine trockene und leidlich warme Lagerstätte. Unser Bild auf S. 388 zeigt uns zwei solcher Zollwächter auf Posten im Winter. Der eine muß stets wachen, während der andere schläft; die Kameraden lösen einander nach Verlauf einiger Stunden regelmäßig ab. Diese Zollwächter sind militärisch organisirt und ausgebildet und sollen auch beim Ausbruche eines Krieges als stets mobile und in den Grenzbezirken mit allen Schleichwegen bekannte Aufklärungs- und Vorpostentruppe Verwendung finden.

Am Herzen gefaßt.

Historische Erzählung aus Tirols großer Zeit.

Von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Tirol war vollkommen besiegt und niedergeworfen, und das sogenannte Mailänder Edikt vom 12. November 1809, welches jeden ferneren Widerstand gegen die Soldaten der „großen Nation“ nach diesem Termine unter die todeswürdigen Verbrechen stellte, wurde unnachsichtlich gehandhabt.

Ueberall, namentlich aber in Nordtirol, dem Departement des blutdürstigen Generals Broussier, wurde nach denjenigen gefahndet, die jenes Edikt übertreten hatten.

Schon hatte man viele Schuldige ermittelt und manche erschossen. Allein die Haupträdelsführer waren Anfang 1810 noch immer nicht in den Händen der Franzosen und wurden von denselben überall eifrigst gesucht.

Namentlich einen gewissen Peter Sigmair wollte Broussier in seine Gewalt bekommen. Er erschien daher eines Tages im Jänner 1810 an der Spitze eines ganzen Regiments in Mitterolang im Pusterthale, dem Wohnorte des Gesuchten, ließ das Dorf umzingeln, die Einwohner auf den Kirchenplatz zusammentreiben und durch einen Dolmetsch zur Angabe des Verstecks Sigmair's auffordern.

Vergebens! Die Leute wollten nicht wissen, wo sich der ehemalige Vaterlandsvertheidiger aufhalte, und selbst dann, als ihnen mit Tod und Verderben gedroht wurde, blieben sie dabei, Sigmair sei schon vor Wochen fortgegangen, wie so viele Andere, denen es zu Hause nicht mehr behagte, und habe seither nichts von sich hören lassen.

Französische Zollwächter beim Nachtdienst im Winter. (S. 387)

„Das ist eine Lüge!“ rief Broussier, der genügend deutsch verstand und sprechen konnte, wenn er es nicht unter seiner Würde fand. „Wir wissen, daß sich der Schuft in der Nähe verborgen hält und seiner Familie zeitweilig Besuche abstattet. — Uebrigens,“ fuhr er zu seiner Umgebung gewendet fort, „ist der Kerl erst gestern wieder dagewesen. Haben Sie sein Haus genau durchsucht, Kapitän Lessage?“

„Vom Keller bis zum Giebel!“ erwiederte der Gefragte.

„Und nichts gefunden?“

„Nicht die geringste Spur, mein General. Wir sind wohl falsch berichtet!“

„So? Woraus schließen Sie das?“

„Aus den Angaben der Hausgenossen. Es sind ehrliche Leute.“

Broussier lachte höhnisch auf. „Wo sind diese ehrlichen Leute?“ rief er dann. „Ich will sie sehen. Her mit Allen, die zu Sigmair's Sippschaft gehören!“

Seinem Befehle wurde sofort entsprochen. Mehrere Personen traten aus der Menge vor ihn hin. An ihrer Spitze befand sich eine junge Frau. Sie hielt einen Säugling im Arme und führte ein etwa dreijähriges Kind an der Hand. Ein älterer Knabe hing an den Falten ihres Rockes und wollte nicht recht vorwärts. Aber ein ehrwürdig aussehender Greis schob den Kleinen vor sich her.

„Fürcht' Dich nit, Peterl,“ sagte er dabei. „Kindern thut der Herr nix!“

Broussier mochte die Spitze dieser einfachen Worte fühlen. Aber er sagte nichts. Sein finsterer Blick hing an der Gestalt der jungen Frau.

„Wer seid Ihr?“ fragte er nach einer Weile.

„Sein Weib, die Sigmairin!“ war die Antwort.

Broussier wiegte sich nachlässig im Sattel. Ein tückisches Lächeln spielte um seine Lippen.

„So?“ meinte er. „Und wo hält sich Euer Mann denn versteckt?“

„Das weiß ich nicht, Herr General!“

„Oho, meine Beste! In den Bergen dort oben hat er sein Versteck und von daher kam er gestern nach Hause. Ich weiß es.“

„Das ist nicht wahr,“ versicherte die junge Frau. „Wer das gesagt hat, der hat gelogen!“

Broussier war anderer Meinung. Die Nachricht, daß Peter Sigmair gestern nach Hause

Illustrirtes Cirkusprogramm.

gekommen sei und sich noch daselbst befinde, stammte aus zuverlässiger Quelle. Sie war dem General von seinen Spionen vor zwei Stunden zugekommen, und er hatte sich sofort aufgemacht, um Mitter-Olang einen Besuch abzustatten. War ja doch Sigmair nicht blos Oberlieutenant in der Schützenkompagnie des Hauptmanns Zoller in Neunhäusern, sondern auch bis zuletzt Ordonnanzoffizier Hofer's gewesen und wußte ohne Zweifel, wo sich der Sandwirth verborgen hielt. Wer also ihn fing, der durfte hoffen, auch Hofer in seine Gewalt zu bekommen.

Und Broussier geizte nach der Ehre, des ehemaligen Oberkommandanten von Tirol habhaft zu werden, der den Franzosen so viel zu schaffen gemacht und ihren Kriegsruhm geschmälert hatte. Welch' ein Verdienst für ihn, wenn ihm dies gelänge! Kaiser Napoleon würde ihm sicher das Großkreuz der Ehrenlegion verleihen.

Von diesem Gedanken geleitet, hatte Broussier die Ueberrumpelung Mitter-Olangs mit solch ungewöhnlicher Schnelligkeit, mit solcher Vor- und Umsicht ausgeführt, daß er auch dann überzeugt gewesen wäre, Peter Sigmair habe von der ihm drohenden Gefahr viel zu spät Wind bekommen, um sich noch flüchten zu können, wenn ihm dies seine Spione nicht ausdrücklich bestätigt hätten.

Mit Donnerstimme forderte er daher die Menge nochmals auf, ihm den Schlupfwinkel des Hauptrebellen zu bezeichnen. Fünftausend Gulden sollte derjenige haben, der diese Mahnung beherzigen würde. Alles schwieg, nur der Pfarrer bestätigte, daß sich Peter Sigmair nicht im Dorfe befände.

„Ich glaube euch Allen nicht," schrie der General in höchster Wuth. „Ihr seid ein verrätherisches Volk, und es soll mein Bestreben sein, euch die Maske vom Gesicht zu reißen. Hört denn! All' eure Häuser werden jetzt gründlich durchsucht und wehe euch, wenn wir den Rebellen finden. Ich lasse das Dorf plündern, niederbrennen. — Wie nun? Bleibt ihr noch immer dabei, Sigmair's Versteck nicht zu kennen?"

Sie blieben dabei, die Leute von Mitter-Olang. Finster und trotzig erklärten sie das. Niemand flehte den Wütherich um Schonung an. Nur einige Frauen schrien entsetzt auf und rangen angesichts des drohenden Verderbens die Hände.

Klara Sigmair gehörte nicht zu diesen Verzweifelten. Hochaufgerichtet, bleich, aber ruhig stand sie da, und Kapitän Lessage, der sie mit Interesse betrachtete, war überzeugt, daß sie und mit ihr das Dorf nichts zu fürchten habe. Peter Sigmair war, wie es schien, in der That nicht mehr im Hause.

Leider theilte Broussier diese Ueberzeugung nicht. Schon gab er die auf die allgemeine Haussuchung bezüglichen Befehle und erklärte, das Nest des Hauptrebellen selbst durchstöbern zu wollen.

„Kapitän Lessage," rief er dann, „Sie begleiten mich mit zwanzig Mann. Und ihr," fügte er, zu Sigmair's Hausgenossen gewendet hinzu, „geht auch mit. Ihr sollt uns suchen helfen. Die Anderen bleiben hier, bis ich wiederkomme. Vorwärts!"

Hohnlachend warf er sein Pferd herum und sprengte die Straße hinab. Ihm folgten, von bärtigen Grenadieren bewacht und oft mit rohen Scheltworten und Kolbenstößen angetrieben, die Leute vom Sigmair-Hofe in dumpfer Ergebung, als ginge es zum Tode.

Auch das Volk von Mitter-Olang verhielt sich vollkommen ruhig. Die Frauen weinten nicht mehr, und nur hier und da schlug Eine, die sich vor Späheraugen sicher wähnte, die Hände zusammen und flüsterte ihrer Nachbarin die bange Frage in's Ohr, wie das wohl enden werde.

Die Antwort konnte nicht lange auf sich warten lassen. In der nächsten Viertelstunde schon mußte sich's zeigen, ob Peter Sigmair im Dorfe sei oder nicht, denn die zur Durchsuchung der Häuser bestimmten Patrouillen walteten bereits ihres Amtes, und Broussier selbst näherte sich dem Hofe des Gesuchten.

Es war ein stattliches hölzernes Gebäude mit hoher Giebelfront, über der sich ein steil abfallendes Satteldach erhob. Alles daran war sauber und nett, von einem gewissen Wohlstande zeugend. Hellglänzend schauten die Fenster in die schneebedeckte Landschaft hinein, aber keine Seele zeigte sich an denselben. Auch zwischen der weit offenen Thüre stand Niemand, so daß man wohl glauben konnte, das Gebäude sei völlig menschenleer.

Dies war aber keineswegs der Fall. An der Dachluke oben stand ein Mann und spähte durch den kreisrunden Ausschnitt in derselben schon eine geraume Weile in's Freie hinaus. Er hatte den Einmarsch der Franzosen, sowie den Vorgang auf dem Kirchplatze beobachtet, und wiewohl er kein Wort von dem, was dort gesprochen wurde, verstehen konnte, vollkommen begriffen, um was es sich handle. Und jetzt, als Broussier angesprengt kam, griff er sogar nach der Büchse, die nahebei an einem Dachsparren lehnte.

„Der Bluthund weicht nicht von meiner Fährte!" knirschte er. Fast schien es, als habe sich seiner ein unheimlicher Gedanke bemächtigt. Wollte er Tirol von einem seiner Tyrannen befreien?

Leicht möglich war's. Broussier bot ein prächtiges Zielobjekt, aber Peter Sigmair bedachte, daß er durch Tödtung des Generals die Rache der Franzosen über das Dorf heraufbeschwor. Er hoffte auch, daß man ihn nicht finden werde. Der winzige Raum unter'm Dache, in dem er sich befand, war nur Wenigen bekannt und nicht so leicht zu entdecken. Auch vorhin entging er den Späheraugen der Franzosen und hoffentlich würde dies wieder geschehen.

Der Verfolgte konnte jedes Wort vernehmen, das unten gesprochen wurde. Er hörte, wie Jemand den Befehl ertheilte, jeden Winkel des Hauses zu durchstöbern und das Unterste zu oberst zu kehren.

Broussier war's, der also sprach.

„Ihr werdet mir alle Räume des Hauses zeigen," herrschte er die unglückliche Klara an. „Und übergeht mir ja keinen einzigen, meine Beste, sonst vergesse ich, daß Ihr ein Weib seid. Vorwärts!"

Klara gab keine Antwort. Sie schritt voran, und Broussier folgte, den blanken Degen in der Faust und mit seinen blitzenden Augen Alles durchdringend. Zwei Grenadiere beschlossen den Zug, der oft in's Stocken kam, denn der General ließ nicht nur Schränke und Truhen öffnen, sondern visitirte auch die Oefen und Kamine und klopfte, nach geheimen Verstecken forschend, die Fußböden und Wände ab.

Auch in den Keller stieg er hinab und auf den Dachboden empor. Dorthin vermochte ihm jedoch die Hausfrau nicht mehr zu folgen. Die Aufregung der letzten Stunden hatte eine unüberwindliche Schwäche herbeigeführt. Schwer athmend, wie gebrochen an Körper und Geist, saß die arme Frau auf einem Sessel und starrte vor sich hin und horchte bebend auf all' die Geräusche, die vom Dachboden her erklangen.

„Nur Muth, sie finden nichts!" flüsterte der alte Großvater, der nicht von ihrer Seite wich, und fast schien es, als ob sie ihm glauben könnte. Aber da — ein kurzes Gepolter auf dem Dachboden, und sie schnellte empor!

„Sie haben ihn!" stöhnte sie und wollte hinaus. Ihre erhitzte Phantasie zeigte ihr den geliebten Mann in der Gewalt seiner Feinde, sie mußte zu ihm in dieser schweren Stunde. Der Greis hielt sie zurück.

„Bleib'," sagte er, „es ist nichts geschehen!"

Er hatte Recht. Broussier kehrte in die Stube zurück. Finster war seine Miene, denn er hatte nichts gefunden. Sollte ihm der Flüchtling entgehen, den er schon so lange suchte? Nein, nimmermehr. Doch was thun? Wo ihn finden? Seine Augen leuchteten unheimlich. Blitzen gleich zuckten sie über die Bewohner des Sigmair-Hofes hin. Es war, als ob sie ein Opfer suchten. Und jetzt schienen sie's gefunden zu haben. Der Knabe war's, den der Greis an sich gezogen hatte. Auf diesen trat der Franzose zu und hob ihn empor.

„Fürchte Dich nicht, Kleiner," sagte er dabei. „Ich habe Dich recht lieb und will Dir etwas Schönes schenken, aber Du mußt mir sagen, wo Dein Vater ist."

Frau Klara wurde noch bleicher, als bisher, und es war, als sollte ein gellender Schrei die Seelenpein verrathen, die sie ängstlich zu verbergen suchte.

Der Greis aber that seinen Gefühlen keinen Zwang an. Alles an ihm verrieth eine tiefgehende Entrüstung. Er setzte alle und jede Furcht bei Seite und entriß Broussier den Knaben.

„Herr, Ihr geht zu weit," sprach er mit zornbebender Stimme. „Spannt meinetwegen Einen von uns auf die Folter, aber verschont die Kinder. Sie haben Euch nicht bekriegt."

Broussier lächelte tückisch. „Sie sind nicht so verstockt, wie die Alten," versetzte er. „Deshalb halte ich mich an sie."

„Das dürft Ihr nicht, Herr. Der Knabe da weiß von nichts, aber wie leicht könnte er Euch in seiner Unschuld doch Andeutungen geben, die zur Gefangennahme seines Vaters führen würden. Bedenkt doch, welcher Schmerz für ihn in späteren Jahren. Sein ganzes Leben wäre vergiftet."

Broussier klopfte dem Greise auf die Schulter. „Meiner Treu, Ihr habt Recht, wackerer Alter. Es wäre sehr fatal für den Jungen, wenn er den auf den Kopf seines Vaters gesetzten Preis verdiente. Aber," fügte er voll teuflischen Hohnes hinzu, „das nette Sümmchen könnte doch in der Familie bleiben. Wie wär's, wenn Ihr selbst mir sagen würdet, wo Peter Sigmair steckt?"

„Ich?" schrie der Greis entsetzt auf, während Frau Klara weinend das Angesicht verhüllte. „Ich, Herr?! Ihr meint das doch nicht im Ernste? Ihr muthet doch nicht wirklich einem Vater zu, daß er sein eigen Fleisch und Blut, sein einziges Kind um schnöden Goldes willen verrathe?"

„Doch!" schrie Broussier. „Ich will wissen, wo Euer Sohn ist. Ihr werdet mir's sagen, sonst —"

Er vollendete seine Rede nicht, aber seine Blicke ließen keinen Zweifel darüber zu, daß er eine furchtbare Maßregel im Sinne habe. Doch Georg Sigmair, so hieß der Greis, kannte keine Furcht.

„Thut, was Ihr wollt," versetzte er; „zum Judas macht Ihr mich nimmermehr. Nicht alles Gold der Erde, nicht alle Qualen der Hölle bringen mich dahin, wo Ihr mich haben wollt."

„Ausgezeichnet!" lachte Broussier. „Jetzt ist jeder Zweifel geschwunden, daß Ihr wißt, wo sich der Hauptrebell verbirgt. Und Ihr werdet mir's sagen!"

„Ich weiß nichts!" rief Georg Sigmair. „Aber wüßt' ich's auch, eher sterben, als Euch ein Schlachtopfer liefern. Das ist mein letztes Wort. Jetzt macht, was Ihr wollt."

Broussier stampfte mit den Füßen auf.

„Teufel! Wir wollen doch sehen, wer stärker ist, ein Tiroler Bauer oder ein französischer General! — Heda, Grenadiere! Der Alte ist euer Gefangener! Greift ihn und bewacht ihn gut, wenn euch euer Leben lieb ist! Ihr aber," wandte er sich an die Hausgenossen, „hört, was ich beschlossen habe. Der Alte da wird unnachsichtlich erschossen, wenn sich Peter Sigmair nicht binnen drei Tagen meiner Gerichtsbarkeit stellt."

Er schritt aus dem Zimmer, in dem nun lauter Jammer herrschte. Nur Frau Klara schwieg. Entsetzt über das, was geschehen war, empfand sie Grauen vor dem, was noch geschehen konnte. „Was wird Peter dazu sagen, was wird er thun?" fragte sie sich und lauschte, ob er sich nicht rege. Da — eine geraume Weile war vergangen, und die Franzosen hatten mit ihrem Gefangenen wohl schon das Dorf verlassen — stürzte Sigmair todtenbleich in's Zimmer. Er wußte Alles, jede Einzelheit des schändlichen Vorganges hatte er vernommen.

„Ich kann dem Bluthund nimmer entrinnen!" rief er verzweiflungsvoll. „Es ist am besten, ich stell' mich den Franzosen!"

Klara warf sich an seine Brust. „Peter, das darfst Du nicht!" schrie sie, ihn umklammernd. „Was soll denn aus uns werden, wenn sie Dich erschießen?"

„Gott wird euch schützen," versetzte Peter. „Lebt's Alle wohl und bet's für mich. Ich darf meinen Vater nicht in ihren Händen lassen."

Er wollte sich aus ihren Armen reißen, aber Liebe und Verzweiflung gaben ihr Riesenkräfte, sie ließ ihn nicht. Nein, er durfte nicht hingehen und sich nutzlos opfern! Broussier konnte und durfte es ja nicht wagen, seine Drohung auszuführen.

In der That — Peter Sigmair sah plötzlich wieder einen Hoffnungsschimmer und wollte mit der Selbststellung noch warten. Vielleicht stand Broussier schon morgen von seinem barbarischen, dem Völkerrechte und der Menschlichkeit Hohn sprechenden Vorhaben ab.

Doch diese Erwartung erfüllte sich leider nicht. Im Gegentheile, Broussier ließ seinen Spruch, den Vater statt des Sohnes dem Tode zu weihen, falls sich letzterer nicht stellen sollte, im ganzen Lande bekannt machen, und auch nach Mitter-Olang kam behufs dessen ein Kommando, welches daselbst Peter Sigmair's Erscheinen erwarten sollte.

Frau Klara war am Verzagen. Wohl ließ der Vater sagen, sie solle ihren ganzen Einfluß geltend machen, um Peter zu bestimmen, sich den Franzosen nicht zu stellen, wohl waren viele Leute derselben Meinung, aber wie konnte sie das, ohne sein Gefühl zu verletzen? Würde sie ihren Vater in solcher Lage im Stiche lassen? Nein, nimmermehr, sie würde ihn retten. —

Und doch, als sie Peter dann plötzlich vor sich stehen sah, bereit zu dem schweren Gange, da sank sie vor ihm nieder und beschwor ihn, zu thun, was der Vater wolle.

Peter schüttelte traurig lächelnd den Kopf.

„Es ist Alles aus, liebes Weib," sagte er. „Sei stark, ertrag', was kommen mag, mit Ergebenheit und Muth. Denk', es wär' ein böser Traum, das Leben! Du wachst dann auf, und wir sehen uns wieder und trennen uns nimmermehr."

Sie schluchzte an seiner Brust und hielt ihn krampfhaft umschlungen. Er fühlte das wilde Pochen ihres Herzens. Ach, wie so weh ward ihm dabei zu Muthe. Kindesliebe — Gattenliebe, sie kämpften doch eine Weile miteinander. Aber dann trat die ernste Pflicht zwischen beide und das Gewissen. Und ruhig ward's in der Brust des heldenmüthigen Mannes. Er hatte sich vom Irdischen losgerissen, schwer, aber mit festem Entschluß. Noch einen Kuß drückte er auf die Stirne seines Weibes, noch einmal küßte er die Kinder und segnete sie, dann ging er festen Schrittes.

„Peter, geh' nicht!" hallte es ihm ersterbend nach; aber er lächelte schmerzlich und trat aus dem Hause. Laut jammernd drängten die Männer und die Frauen von Mitter-Olang sich um ihn. Kein Herz blieb frei von tiefem Weh, kein Auge trocken, und selbst der französische Offizier, dem sich Peter stellte, machte kein Hehl aus seiner Theilnahme und hohen Achtung. Groß stand der Mann in seinen Augen da.

Ein Bote meldete Broussier das Ereigniß. Er kam sofort von Welsberg herüber und ließ sich Peter vorführen.

„Also endlich haben wir den Hauptrebellen," sagte er. „Nun, das hat lange gebraucht!"

„Ja," versetzte Peter ruhig. „Jeder wehrt sich, so gut er kann, aber wenn er am Herzen gefaßt wird, dann muß er sich ergeben."

Broussier lächelte boshaft. Er hatte sich also mit seiner Maßregel nicht verrechnet.

„Ihr wißt, daß Ihr zum Tode verurtheilt seid?" begann er wieder.

„Ja, ich weiß es!"

„Und daß Ihr sogleich erschossen werden könnt . . ."

„Auch das ist mir bekannt."

„Nun denn, so will ich Euch nur noch Eines sagen. Die Aufhebung des Urtheils liegt in meiner Macht. Und ich hebe es auf unter der Bedingung, daß Ihr mir sagt, wo ich Hofer finde."

Peter Sigmair hatte dergleichen erwartet. Er lächelte verächtlich. „Herr, dann muß ich sterben!" sagte er ruhig.

Broussier war wüthend. „Ist das Euer letztes Wort?" fragte er.

„Mein letztes!"

„Wohlan, dann hört das meine. Um Euren Trotz zu strafen, verschärfe ich das kriegsrechtliche Urtheil. Ich lasse Euch vor Eurem Vaterhause erschießen und Eure Leiche zum abschreckenden Beispiele an einem Galgen aufknüpfen!" *)

Peter erbebte bis in's Innerste der Seele. Aber er wankte nicht.

„Thut, wozu Ihr die Macht habt," sagte er. „Doch Eines bedenkt: das Urtheil der Nachwelt! Schmach wird auf Eurem Namen lasten, späte Enkel werden ihn mit Abscheu nennen!"

„Hierfür verweigere ich Euch das christliche Begräbniß!" versetzte Broussier und wandte sich ab. Gleich darauf ließ er das verschärfte Urtheil verkünden.

Scenen unbeschreiblichen, herzzerreißenden Jammers folgten. Es war, als habe das entsetzliche Urtheil nicht eine, sondern alle Familien Mitter-Olangs betroffen. Selbst die schlachtgewohnten Soldaten Broussier's ließen traurig die Köpfe hängen, und ihre Offiziere blickten finster und voll Scham darein; nur Broussier lächelte wie gewöhnlich. Er lächelte, als sich ihm Frau Klara mit ihren Kindern zu Füßen warf und um Barmherzigkeit für den Mann flehte, dem nichts Anderes zur Last fiel, als daß er dem Rufe seines Vaterlandes gefolgt war; er lächelte, als das ganze Dorf dem Beispiele Klara's folgte und seine Bitten mit der ihren vereinte, als ihn der Pfarrer zur Milde und Versöhnung mahnte; er lächelte, als ihm hinterbracht wurde, daß seine Soldaten murrten.

Aber er besann sich doch schließlich eines Besseren. Er hob die Verschärfung des Urtheils auf; befahl jedoch, daß die Erschießung sogleich vollzogen werde.

Peter Sigmair hatte inzwischen Abschied von den Seinigen genommen.

„Weint's nicht, aber denkt's an mich, bis wir uns wiedersehen. Und seid's getrost, es werden bessere Tage kommen!"

Das waren seine letzten Worte, dann trat er in den Kreis der Grenadiere, die ihn zu jener kleinen Kapelle hinaufführten, die sich nächst Mitter-Olang noch heute erhebt.

Hochaufgerichtet, wie ein Held schritt er dahin. Der Pfarrer, der nicht von seiner Seite wich, brauchte ihn nicht zu trösten. Er hatte keine Furcht vor dem Tode und nicht mit einem Fluche, sondern mit dem Rufe: „Lebt's Alle wohl! Hoch unser Kaiser, hoch unser Land Tirol!" empfing er die tödtliche Salve. —

Lautlos sank er nieder. Einer der edelsten Tiroler war mit ihm gefallen, dessen Ruhm ein Denkmal verkünden sollte, denn auch er war ein Held im Leben und im Tode.

*) Historisch, wie der ganze Vorgang.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein glücklicher Finder. — Zwei Jahre schon war ich in dem gelobten Lande, zwei lange Jahre voll harter Arbeit und bitterer Enttäuschung in der Weltstadt New-York.

Meine einzige Freude war, wenn ich am Sonnabend, den sauer verdienten Wochenlohn in der Tasche, in unsere deutsche Stammkneipe gehen konnte, wo ich Landsleute traf — ehemalige Studenten, Offiziere, Kaufleute, Schauspieler u. s. w., die gleich mir einst mit großen Hoffnungen herübergekommen waren und jetzt froh sein mußten, wenn sie als Kellner, Hausirer u. dergl. ihr Leben fristeten.

Eine der originellsten Figuren unserer Tafelrunde war ein Berliner Kaufmann, der dem Schah von Persien so ähnlich sah, daß wir ihm den Spitznamen Schah gaben. Er plante stets die großartigsten Unternehmungen und saß doch stets in der größten Dürftigkeit.

Seine Werthsachen und überflüssigen Kleidungsstücke waren schon den bekannten Weg zum Trödler gewandert, nur noch einen Winterüberzieher besaß er, der ihn gegen die empfindliche Kälte des Januar schützte.

Wieder saßen wir eines Abends zur gewohnten Stunde in fröhlicher Laune beisammen, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde und schneebedeckt, jedoch freudestrahlend, unser gemeinschaftlicher Freund Schah hereinstürmte.

Es fiel mir auf, daß er bei dem fürchterlichen Wetter ohne Ueberzieher war, doch sollte ich gleich die Ursache erfahren.

„Meine Herren," begann er, „denken Sie nur, welches Glück ich gehabt habe! Ich gehe heute Nachmittag die Bowery hinunter und sehe einen Handschuh, der vor mir mitten auf dem Trottoir liegt. Ich beuge mich nieder, um ihn aufzuheben, jedoch in demselben Augenblick hat auch ein anderer Herr ihn schon erfaßt. Dieser nimmt ihn an sich und ruft plötzlich, nachdem er ihn befühlt hat: ‚Halloh, was ist das, da ist etwas Hartes d'rin!'

Er dreht ihn um, und heraus kommt — was glauben Sie wohl? Ein goldener Ring. Es fand sich, daß es ein schwerer goldener Trauring war, auf der Innenseite mit achtzehn Karat gestempelt.

‚Was nun?' sagte der Herr, ‚das ist ein Ring, der mindestens zehn Dollars werth ist. Sie haben ihn mitgefunden, und da Sie ebenfalls nicht in den besten Verhältnissen zu sein scheinen, so mache ich Ihnen den Vorschlag, daß wir die Beute theilen. Ich habe leider nur wenig Geld bei mir, da ich einige Einkäufe gemacht habe, aber geben Sie mir zwei Dollars, und der Ring gehört Ihnen. Sie machen dadurch ein gutes Geschäft.'

Zu meinem größten Bedauern mußte ich ihm die traurige Mittheilung machen, daß ich nur der glückliche Besitzer von zehn Cents sei, die meine ganzen irdischen Reichthümer darstellten. Der Mann, der es sehr eilig zu haben schien, sann einen Augenblick nach, dann wußte er auch hier Rath.

‚Sie haben ja noch einen guten Paletot,' sagte er, ‚diesen versetzen Sie und geben mir von dem Erlös zwei Dollars, dann gehen Sie zu einem Juwelier, verkaufen den Ring und holen Ihren Rock zurück.'

Dies war Rettung in der Noth. Gesagt, gethan! Wir gingen zum Trödler Simpson in der Bowery, und ich erhielt gerade zwei Dollars für den Rock, die ich natürlich meinem Partner einhändigte. Wir verabschiedeten uns in der freundschaftlichsten Weise voneinander, und hier, meine Herren — hier ist der Ring!"

Neugierig sprangen wir von unseren Sitzen auf und besahen den Ring. Er war augenscheinlich von schwerem Gold und zeigte deutlich auf der Innenseite die „18 K".

Da rief einer unserer Genossen, der früher in einem Juweliergeschäft angestellt gewesen war: „Der Ring ist unecht!"

„Unmöglich!" hieß es von allen Seiten.

Es wurde vorgeschlagen, sofort zum nächsten Juwelier zu gehen, um dort den Ring untersuchen zu lassen. Gesagt — gethan! Nur eine Sekunde besah der Fachmann den Ring, um ihn schnell mit den Worten: „Werth dreißig Cents, meine Herren," zurückzugeben.

Unser guter Schah war einem geriebenen Gauner zum Opfer gefallen, der das Manöver mit dem von ihm selbst auf die Straße geworfenen Handschuh und Ring gewerbsmäßig ausführte. Der Deutsche in Amerika hat eben nicht nur mit der Ungunst der Verhältnisse, dem Vorurtheil u. s. w. zu kämpfen, sondern auch mit den zahlreichen Gaunern, die besonders dem im Lande noch neuen und daher harmlosen Deutschen nachstellen.

[H. Winter.]

Chinesen und Franzosen. — In welcher Weise die chinesische Regierung während des letzten, von den Japanern siegreich durchgeführten Krieges in Ostasien unter der Bevölkerung den Glauben zu verbreiten suchte, daß das „himmlische Reich" fortwährend gesiegt habe, zeigen am besten chinesische Bilder, die vor Kurzem nach Europa gelangten. Sie stammen aus Shanghai und stellen die Schlachten von Ping-Yang, Ya-San und am Yalufluß dar, alle aber als Triumphe der Chinesen, die ihre Feinde mit Hinterladern, riesigen Schwertern und Lanzen in wilder Flucht vor sich hertreiben. Die Gefangenen werden vor den siegreichen Feldherrn geschleppt, und den Schluß bildet eine große Darstellung Li-Hung-Tschang's, wie er japanische Friedensunterhändler empfängt, die zitternd und bebend demüthig vor ihm stehen. An die Wahrheit dieser Bilder glaubten und glauben Millionen Zopfträger, namentlich im Innern des Reiches, da jede Kunde von Niederlagen der chinesischen Truppen durch die Behörden in jeder Weise verheimlicht worden ist. — Dergleichen kommt aber nicht nur im fernen Ostasien vor: im Jahre 1870 hat die französische Regierung es ebenso zu machen gesucht, so lange es überhaupt möglich war, und die Pariser Presse unterstützte sie dabei nach Kräften. Einige dieser Lügenberichte, welche damals durch das „Militärwochenblatt" zusammengestellt wurden, sind so merkwürdig, daß es sich wohl verlohnt, sie in Erinnerung zu bringen.

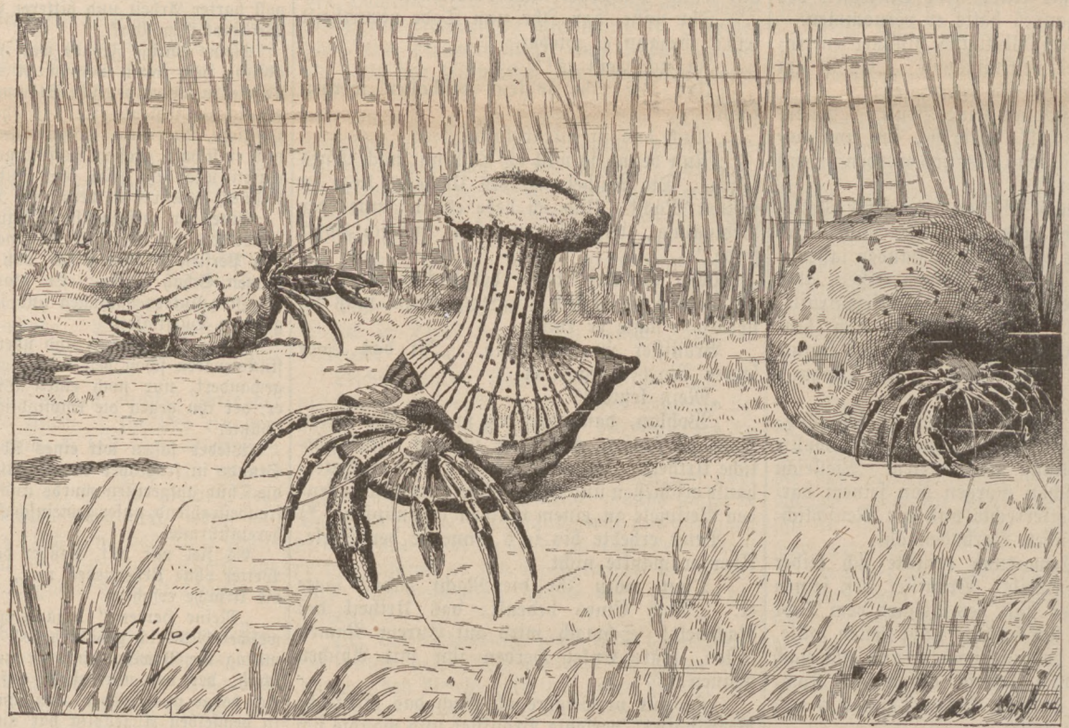
So meldete der „Constitutionel" am 21. August, daß auf dem Marineministerium über England nachstehendes Telegramm eingelaufen sei: „Danzig bombardirt, die preußische Flotte genommen und besetzt. Beträchtliche Beute." — Als das Vordringen der Deutschen im Lande selbst sich auf die Dauer in Paris nicht mehr in Abrede stellen ließ, begannen die Zeitungen das Publikum mit den ungeheuerlichen Verlusten des Gegners zu trösten. So schrieb der „Camarade" vom 28. August: „Ueber die Verluste der deutschen Armee sind im Hauptquartier der II. Armee folgende authentische Daten eingetroffen: In den drei Tagen bei Metz wurden die nachstehend aufgeführten Regimenter beinahe aufgerieben. Es blieben übrig beim 7. Armeekorps vom 13. Infanterie-Regiment 1 Offizier, 18 Mann, vom 73. 3 Offiziere, 44 Mann, vom 27. 11 Offiziere, 8 Mann, vom 7. 2 Offiziere, 19 Mann, vom 15. 6 Offiziere, 12 Mann; beim 1. Armeekorps vom 10. Dragoner-Regiment 4 Offiziere, 18 Mann, vom 44. Infanterie-Regiment 11 Offiziere, 32 Mann, beim 10. Armeekorps vom 10. Infanterie-Regiment — 8 Mann." Der Berichterstatter fügte dieser Nachricht noch hinzu, daß von Preußen allein nach den bisherigen Verlusten rund 470,000 Kinder zu versorgen seien!

Auf das Lebhafteste und Anschaulichste versetzt uns in diese große Zeit ein Unternehmen zurück, das soeben im Verlage der „Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart" in neuer Subskription zu erscheinen beginnt, und auf das wir bei dieser Gelegenheit hinweisen möchten. Es ist das eine neue Ausgabe der zuerst während des Krieges selbst erschienenen Schönlein'schen „Illustrirten Geschichte des Krieges von 1870/71". Das Werk erscheint in 30 Heften (à 25 Pfennig) und ist überaus reich mit Illustrationen und Karten ausgestattet. Die frische und allgemein verständliche Darstellung, die alle Vorgänge des gewaltigen Krieges in wahrheitsgetreuer Weise schildert, macht das Unternehmen zu einem echten deutschen Haus- und Familienbuch. [Th. G.]

Bernhardkrebs und Mantelaktinie.

(Mit Abbildung.)

Der zu den Einsiedlerkrebsen gehörige, alle Meere bewohnende Bernhardkrebs (Pagurus Bernhardus) lebt mit der Mantelaktinie in einer merkwürdigen Gemeinschaft, die beweist, daß auch die niederen Thiere weit mehr Intelligenz haben, als man im Allgemeinen annimmt. Sobald er stark genug dazu ist, überfällt er eine Meerschnecke, frißt sie auf und wählt sich ihr Haus als Wohnung, denn er hat einen weichen, sehr leicht verletzbaren Hinterleib und ist nur nach vorn gepanzert. Es dauert dann nicht lange, so siedelt sich eine Seeanemone, die Mantelaktinie, oben auf dem Schneckenhause an. Nun unterstützen die beiden einander und führen gemeinschaftliche Wirthschaft. Der Bernhardkrebs geht auf Raub aus, und von dem, was er übrig läßt, nährt sich die Mantelaktinie. Dafür vertheidigt dieses Blumenthier seinen Freund und schützt ihn mit seinen langen Tastorganen vor unliebsamen Gästen, die seinem Hause zu nahe kommen. Ist der Bernhardkrebs so groß geworden, daß ihm das bisherige Schneckenhaus zu klein wird und er sich ein größeres suchen muß, so kriecht die Anemone auf den Rücken des Krebses, wandert mit ihm aus und setzt sich dann auf dem neu eroberten Hause wieder an.



Der Bernhardkrebs und sein Tischgenosse, die Mantelaktinie.

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 50.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 48:

Reue und Vorsicht kommen im Elend zu spät.

Silben-Räthsel.

a, al, berg, bert, ca, cu, de, de, er, gen, gi, gold, hals, her, i, le, les, me, ne, nie, nürn, pier, pri, ra, re, re, reich, ro, sti, ter, thum, wen.

Durch richtige Verbindung der obigen Silben entstehen folgende Wörter:

1) Es gilt als Glück, für Thoren ist's ein Gift.
2) Es ist ein Spott, der wie ein Pfeil uns trifft.
3) An Welschlands Küste liegt's im Mittelmeer.
4) Als starker Held stand's einst in hoher Ehr'.
5) Ein Name ist's, den man den Männern gibt.
6) Als Mädchenname ist's bei uns beliebt.
7) Als Göttin galt's im alten Griechenland.
8) Ein Vogel ist's, dem Spechte nah verwandt.
9) In Welschland liegt's, an edlem Weine reich.
10) Im Garten blüht's, an Glanz dem Golde gleich.
11) Im Deutschen Reiche liegt's als alte Stadt.
12) Es ist ein Baum, im Wind bebt jedes Blatt.
13) Der nimmt's zur Hand, der Lust zum Fechten hat.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben einen deutschen Komponisten, die Endbuchstaben eines seiner Werke.

Auflösung folgt in Nr. 50.

Auflösungen von Nr. 48:

des Zahlen-Räthsels: 1 2 3 4 5 6 = **Carnot** (2 2 3 = Aar; 4 5 3 2 = Nora; 1 2 4 6 5 4 = Canton; 2 4 6 5 4 = Anton; 1 2 3 5 = Caro; 6 5 4 = Ton; 2 3 4 5 = Arno); der dreisilbigen Charade: Austernbank.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.